

(Nachdruck verboten.)

32]

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Je länger er in dem Mondenscheine spazieren ging, um so verliebter wurde er. Dabei mischten sich vielerlei Gedanken in ihm seltsam durcheinander: der künftige Reichthum und das schöne Mädchen, seine bisherige miserable Lage, Christian, die Mutter, sein eleganter Pastorenanzug, Plögensee, der Mond und so weiter. Kurz er war ein bis zwei Stunden etwas närrisch vor lauter Glück, und wenn er die Straßen überschritt, nahm er sich sorgfältig in acht, daß er nicht von einem heimtückischen Wagen überfahren würde; eine Vorsicht, an die er früher nicht im Traume gedacht hätte.

Um halb zwölf Uhr betrat er das Genua-Hotel. Richard hatte noch zu thun, aber in einer halben Stunde würde er fertig sein. Uebrigens war er erstaunt über den pompösen Anzug seines Freundes.

„So erwarte ich Dich nachher in der Weinstube im Franziskaner,“ sagte der Agent.

„Weinstube?“

„Ja, Weinstube. Denn ich habe Dir Dinge mitzutheilen, die Dich einigermaßen in Erstaunen setzen werden.“

Nun wurde Richard trotz der drängenden Abreise des Barons v. Oesterreich neugierig und wollte in Kürze alles wissen, aber der Agent lehnte hier jede Mittheilung ab.

„Gib Dich, komme, höre und staune, mehr kann ich einstweilen nicht sagen.“

Richard bemerkte noch, daß er auf höchstens eine halbe Stunde abkommen könne, da er zu seiner immer noch leidenden Frau und dem Kinde müsse, aber der Agent lächelte fein:

„Heute, mein lieber Richard, wirst Du es mit dem Heimgehen nicht allzu eilig haben.“

Herr Baum erschien und war befremdet, daß sein Geschäftsführer lange Privatgespräche halte, während Excellenz Baron von Oesterreich wie ein Verfehlter nach der Rechnung schrie. Gespräche außerdem mit — mit —, und er sah den Butteragenten mit einem wahren Basiliskenblick an.

Herr Albert Schweder gab diesen Blick mit so viel Hoheit zurück, so förmlich mittheilend, daß der wackere Baum einen Riesenzorn in sich aufsteigen fühlte. Es kam indessen zu keiner Szene, und mit großer Würde verließ der Agent das Hotel Genua, eine Stätte, an der er heute früh noch um gemeiner Butter willen sich hatte behandeln lassen müssen wie — na, genug davon.

Er ging nach der nahen Weinstube und nahm in einer Nische Platz. Aus den weiten Sälen nebenan, wo der Bierverkauf stattfindet, drang der Lärm der Sprechenden und der Gläser in die vornehme Stille der Weinstube gedämpft herüber, und wieder mußte der Agent an sein bisheriges Leben denken, wo er oft froh gewesen war, da nebenan ein spärliches Mittagsbrot sich kaufen zu können. Auch an Paula dachte er, mit der er mehr als einmal dort abends gegessen hatte. Sie war ein gutes nettes Mädchen gewesen, aber ihre große Bescheidenheit dem Agenten gegenüber hatte doch wohl in erster Linie darin ihren Grund gehabt, daß sie bereits damals nicht mehr zu den jüngsten Jahrgängen zählte. In keiner Weise war sie jedenfalls mit dem reizenden Mädchen zu vergleichen, deren Küsse ihn heute zum Seligsten aller Sterblichen gemacht hatten.

Nach einiger Zeit kam Richard an. Das erste, was er that, war die Weinflasche in die Hand zu nehmen, die beängstigend vornehm aus sah.

„Was kostet die?“

„Sechs Mark, wenn Du gestattest.“

„Mensch, Du bist wohl toll. Ich habe Weib und Kind zu Hause. Ueberhaupt Wein trinken! Wozu?“

„Wenn Du erlaubst, lade ich Dich zu der Flasche ein,“ sagte der Agent. „Ich habe mich heute Abend verlobt und will diesen Tag nicht mit Krüger feiern.“

„Verlobt? Dann gratulire ich. Und nun mal vor allem, was sagte und wollte denn mein Vater?“

„Lieber Richard, ich habe mich mit Deiner Schwester Anna verlobt.“

„Was?!“ Der arme Richard fuhr auf wie von einem Insekt gebissen.

„Denn Anna, mein lieber Richard, hat, wie Du noch nicht zu wissen scheinst, ihre Verlobung mit dem Justizrath gelöst.“

„Das war zu viel! Diese brillante Partie, von der man immer eine Unterstüßung erhoffen durfte, zu Ende! Und zum Ueberfluß nun gar eine neue Verlobung mit diesem Habentichs von Agenten! Und deshalb Wein zu sechs Mark!!“

Er hatte nicht die natürliche Grobheit anderer Leute seines Standes und war in allem eine etwas weiche Natur — andernfalls hätte er wahrscheinlich dem Freunde fürchterlich die Wahrheit gesagt. Immerhin las man seine Erregung und seinen Ingrimm deutlich in den nervös zuckenden Mienen, aber der Agent beeilte sich durchaus nicht, den Vermuthsbecher mit süßem Nektar zu füllen.

„Mach Dir klar, mein lieber Richard, was das bedeutet: Entlobung von dem Justizrath. Dieselbe ist beiderseits aus freien Stücken und mit aller Hochachtung geschehen, aber angenehm ist dergleichen nicht. Ich glaube, lieber Freund, Du könntest meine Verlobung mit Aennchen in jeder Weise willkommen heißen.“

„Ja, ja,“ sagte Richard. Er drückte dem Agenten flüchtig die Hand und zerrwühlte mit der andern seine hübsche Haarfrisur.

„Mein Gott, was soll daraus werden! Du hast nichts, Anna nichts, ich nichts. Ach!“ Er stöhnte auf und leerte das Glas mit einem Zuge.

„Ich habe was, Anna hat was, Du hast was,“ entgegnete der Agent mit seinem Uebergang, „wäre selbst alles das nicht der Fall, so hoffe ich, würde ich auch so der Mann sein, eine Frau recht wohl ernähren zu können.“

Der andere sah ihn erstaunt an, aber der Agent kimperte mit seinen Silberthalern und nahm eine gekränkte Miene an.

„Du scheinst nicht zu wissen, was ich verdiene. Mehr, lieber Freund, als Du Dir wahrscheinlich träumen läßt. Im übrigen kommt es darauf gar nicht an, denn Aennchen und ich lieben uns und würden unsern Weg finden, selbst dann, wenn Deines Vaters sanguinische Hoffnungen sich nicht erfüllen sollten.“

„Hoffnungen?“

„Ja, Hoffnungen. Ich für meinen Theil nenne dergleichen lediglich Hoffnungen. Fünf Millionen kommen niemandem wie gebratene Tauben in den Mund geflogen.“

„Fünf — was?“

„Millionen. Das sind Utopien, lieber Freund. Zeige mir dergleichen schwarz auf weiß, und ich will es glauben. Eher nicht.“ Er schnalzte gleichgiltig mit dem Finger und schenkte neu ein.

„Millionen?! Mensch, martere mich nicht! Was heißt das?! Was soll das?! Was bedeutet das?!“

Nun erzählte der Agent. Alles ganz leicht hin wie ein spaßiges Märchen, über das man sich amüßirt. Der andre aber starrte ihn an, wie entgeistert, dann gerieth er in eine wahnsinnige Aufregung. Sofort hinaus! Sofort nach Plögensee!

Der Agent hatte Mühe, ihm klar zu machen, daß Besuche zur Nachtzeit an jedem Orte der Welt eher möglich sind, als just dort, — nun aber gerieth Richard in einen wahren Taumel von Jubel, Glück, Angst und banger Sorge, alles könne nicht wahr sein.

Man beschloß, noch zu bleiben und in aller Frühe hinauszufahren. Man trank auf treue Schwägerschaft, mochte das Glück kommen oder nicht, und schließlich war der Agent so gerührt und des süßen Weines voll, daß er anfing, offen zu reden. Er erzählte von der fabelhaften Zuverlässigkeit der Wärter und Anstaltsbeamten und brachte mit dieser Mittheilung den armen Richard vollends ganz außer sich.

Die Zeche wurde bezahlt, und der Agent ging mit zu Richard. Er sollte dort auf dem Sofa schlafen, und in der ersten Frühe wollten sie zusammen hinaus. Auf den Beinen war er nach diesem aufregungsreichsten Tage seines Lebens nicht mehr recht fest, die Nachtwächter aber vermutheten seinem ganzen Anzuge nach in ihm einen Pastor und drückten milde lächelnd ein Auge zu, als der würdige Herr fröhlich pfeifend durch die mondbeschiedenen Straßen zog.

Klara hatte die Nacht schlaflos zugebracht. Sie war am Abend bei Frau Ohnesorge's für das Baby bestimmten Wiegen-

Liedern eingeschlummert, aber nach einiger Zeit wieder aufgewacht und lag ohne Schlaf. Richard hatte fest versprochen, bald nach Mitternacht zu kommen, und gestern und heute war er gegen seine Frau von solcher Güte und Liebe gewesen, daß ihr weiches Herz von einer überströmenden Dankbarkeit erfüllt wurde. Schien es denn nicht, als ob seit der Geburt des Kindes seine alte Zärtlichkeit neu erwacht sei, die immer mehr verschwunden war? Niemand war so dankbar für jede Liebesbezeugung und jedes freundliche Wort, als dieses arme, seit der frühen Jugend verschüchterte Wesen. Die Mutter und die Geschwister hatten sich von ihr losgesagt, und sie hatte ja gar niemand auf der weiten Welt als ihren Mann. So waren dessen Laune, Stimmung und Zuneigung ihr Glücksthermometer, und wenn er sich recht bemüht gewesen wäre, wie angstvoll sie nachts bei seiner Heimkehr und früh beim Aufstehen in seinem Gesicht nach Freundlichkeit oder gar Herzlichkeit suchte, — sein gutmüthiges Herz hätte doch wohl öfter die trüben Launen überwunden und hätte sich doch wohl bisweilen mehr bezwungen, um der hüfsälligen, verblähten Frau einige Liebesworte zu geben. Solche Worte sind ja so billig wie gar nichts anderes, und man glaubt nicht, wie goldschwer sie wiegen, wenn sie einem einsamen armen Dinge bisweilen gesagt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte des Schuhs.)

Das Schuhwerk war bei den germanischen Völkern in der Regel sehr einfach. Auf der sogenannten Statue der Thiusnelda in Florenz, welche noch aus römischer Zeit stammt, bemerken wir eine Art Bundschuh, aus einem Stück Fell oder Leder verfertigt; der Schuh ist hinter der Ferse und oberhalb der Zehen mit Riemen verknüpft, sodaß das größte Stück des Oberfußes von demselben unbedeckt blieb. Die Schuhe an einer männlichen Leiche, welche aus einem Torfmoore in der ostfriesischen Gemeinde Egel gehoben wurde, hatte auf dem Spann einen Ausschnitt; die eine Langkante der Öffnung war in einige Laschen mit Schließlöchern zertheilt, die andere mit Reihen von hübschen Stern- und sonstigen Mustern durchbrochen und mit Riemen besetzt, die durch die gegenüberliegenden Laschen gezogen und über dem Spanne mit vielfachen Verschlingungen zusammengeknüpft waren.

Angesertigt wurden die Schuhe aus Ochsenhäuten, Schafsfellen, aus Seehundsfellen, oder gar aus Haifischfellen. Das Fell benutzte man theils mit den Haaren darauf, theils ohne diese.

Der sandalenartige Bundschuh der alten Germanen machte im neunten und zehnten Jahrhundert nach Christi dem wirklichen Schuh mit Oberleder Platz. Es sind dies die zuweilen in der nordischen Literatur erwähnten hohen Schuhe; sie bedeckten den ganzen Fuß und reichten bis zum Knöchel hinauf. Diese Schuhe hatten eine augenfällige Spitze, und man trug sie ebenso oft roth und blau als schwarz gefärbt. So soll Karl der Große Halbliefeln von rothem Leder getragen haben, in denen jede Zehe ihren besonders ausgearbeiteten Raum hatte. Auch wird eine Art Schuhe genannt, welche vermutlich den heute gebräuchlichen Stiefeln gleichen. Das Oberleder ging bei dem Frauenschuh bis auf die halbe Spanne hinauf, und Zierrathen jeder Art, wie z. B. Rosetten von Goldtressen oder schwerem farbigem Stoffband, Stickereien mit Goldfäden, Besatz mit edlen Steinen auf den Borten und dergleichen, bildeten den Schluß dieses vielfach aus Seide oder Sammet angefertigten Schuhs.

Gegen Ende des elften Jahrhunderts soll ein Graf Fulko von Anjou oder Angers einen neuen Schuh eingeführt haben. Weil er mißgestaltete Füße hatte, ließ er sich lange und vorn ganz spitze Schuhe machen, um jene so zu verdecken; die Spitze, welche gleich Skorpionenschwänzen aufwärts gekrümmt war, nannte man Pigaschen. Dem Beispiele, welches der Herr und Gebieter gegeben, folgten die Höflinge Fulko's in slavischer Kriecherei bald, mochten auch ihre Füße in ganz tadellosem Zustande sein, und so wurde die ungewöhnliche Sitte der Schnabelschuhe im ganzen westlichen Europa hochmodern. In Deutschland jedoch scheint dieselbe — merkwürdigerweise! — während des zwölften Jahrhunderts wenig Eingang gefunden zu haben; wenigstens sind dergleichen Schuhe auf den Abbildungen aus dieser Zeit nicht zu bemerken, auch erwähnen die Dichter sie nicht. Später allerdings führte man sie auch hier ein, und jetzt hielt jeder elegante Edelmann es für seine unumgängliche Pflicht, solche zu tragen.

Ursprünglich war die Spitze der Schnabelschuhe ziemlich mäßig; allmählig aber suchten die reicheren Leute ihren Reichthum durch die verschiedene Größe der Schnäbel zu bekunden. Ein Modenarr an dem Hofe des englischen Königs Wilhelm des Rothen, namens Modbertus, hatte zuerst den Gedanken, die langen Schnäbel mit Berg anzustopfen und wie ein Widderhorn zu krümmen, weshalb er denn auch den Beinamen „der Gehörnte“ erhielt. Jetzt nahm auch die Länge der Schnäbel immer mehr zu, und um in diesen überlangen Schuhen gehen zu können, besetzte man silberne oder goldene Kettschen an der äußersten Schnabelspitze, zog diese daran in die Höhe und

heftete sie damit an den Knien fest; gleich den Hebräern hing man auch wohl Glöcklein an die Schnäbel. Gar arg muß hinsichtlich der Länge der Schuhe der Unfug geworden sein. Briefler wurden nicht müde, dagegen zu eifern, und wie Pilze im Walde entstanden Verordnungen gegen diesen Auswuchs der Mode; so untersagte z. B. der Rath von Straßburg um 1370 den Schuhmachern bei einer Strafe von 30 Schillingen, Schuhe mit längeren Schnäbeln anzufertigen als von der Länge eines Fingers. In Frankreich wurden im 14. Jahrhundert Gesetze erlassen, in denen genau angegeben war, wie lang die verschiedenen Stände die Schuhe tragen durften; $\frac{2}{3}$ Fuß Länge war für die Schnäbel an den Schuhen der Prinzen gestattet, eine Schnabellänge von 2 Fuß für die Damen und großen Barone, eine solche von 1 Fuß für die vornehmen Leute, und nur eine von einem halben Fuß für die gewöhnlichen Bürgerleute. Somit war denn durch die Länge der Schnäbel ein Kennzeichen dafür gegeben, welchen Ranges und Standes der Träger des Schuhs war. Eine Erinnerung an dieses Gesetz hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten in der sprichwörtlichen Redensart „auf einem großen Fuße leben“.

Die Farbe der Schuhe war ebenfalls der Mode unterworfen. Im Jahre 1444 trug man in Erfurt Schnabelschuhe von rothem Hirschleder. Eine Erfurter Chronik (herausgegeben von L. F. Pesse 1859) berichtet: „Es was auch in den selbin gezitin ganz loufflig, daß die jungen manne, vrawen unde jungfrawen, auch dienstnechte zu seftin, hochzeiten unde auch gemeinlich alle heilige tag rote schu von loeschjellin trugen unde etliche spizige snebelle daane.“ Bald wurde es sogar Sitte, zweifarbige Schuhe und auch zweifarbige Hosen zu tragen; der linke Fuß stimmte stets mit dem rechten Bein überein und ebenso umgekehrt das linke Bein mit dem rechten Fuß. Prangte das rechte Hosenbein in rother und der rechte Schnabelschuh in grüner Farbe, so schillerte der linke Schuh in Purpurfarbe, während das linke Hosenbein hoffnungsvolles Grün aufwies.

Zu den Schnabelschuhen gesellten sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei beiden Geschlechtern besondere Unterschuhe oder Trippen, die man mit einem ledernen Bügel über dem Spann oder mit Durchstreichriemen befestigte. Es waren dies schmale, nach der Form des Fußes zugeschnittene und vorn gespitzte Holzsohlen, häufig unter der Ferse und weiter vorn unter dem Ballen mit Abfägen unterlegt. Auf diese Weise sollte der Schnabel unterstützt werden.

Die Wetterwendigkeit der Mode änderte indeffen jahraus jahrein an der Fußbekleidung, und so folgten denn im vorletzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts auf die langen Schnäbel Schuhe mit breiten Vorderklappen, welchen man den lieblichen Rosenamen „Entenschnäbel“ gab; die Spitzenlänge betrug bei ihnen nur vier bis fünf Zentimeter. Aus den Entenschnäbeln gingen im Anfange des 16. Jahrhunderts die „Bärenklauen“ oder die „Kuh- oder Ochsenmäuler“ hervor. Diese bildeten zu den Schnabelschuhen einen totalen Gegensatz, da sie vorn an den Zehen ihre größte Breite hatten. Da die Zehen erklärlicherweise den vordern Theil eines solchen Schuhs nicht auszufüllen vermochten, mußte der geplagte Modemann zu lauter austopfenden Gegenständen seine Zuflucht nehmen. Eins war vielleicht an den Bärenklauen zu loben, nämlich, daß man in denselben keine Hühneraugen bekam.

Schon bald mußte das Kuhmaul seine Herrschaft an die zerhackten oder zerhackten Schuhe abtreten. Mit breiten Sohlen, an der Seite und hinten kaum einen Finger breit hoch, bestanden sie vorn aus einem mehrmals geschlitzten und untergepufften Soel. Der bereits erwähnte Erfurter Chronist berichtet: Anno domini 1580, do vergingen die langen snebele an den schun, darnach komen dy breyten scho, als dy kuenmuler mit überstegen“. Diese neue Art Schuhe stimmte mit der damaligen geschlitzten Tracht überein. Es waren nämlich gepuffte Wämser und Beinleiber modern geworden, bei denen anfangs der Futterstoff nur in zahlreichen, aber kleinen Schlitzen hervorquoll; später jedoch ließ man diese Wäuschen über alle Grenzen hinaus anschwellen, so daß das Futter — einige Moderecken sollen davon bis zu 130 Ellen verbraucht haben — an Hosen und Ärmeln wie flatternde Säcke hervortrat.

Stiefel wurden bis zu dieser Zeit fast nur von Fuhrleuten, Bauern oder Jägern getragen. Da der Schaft derselben aus weichem Elen- oder Hirschleder und nur der Vorfuß aus festem oder härterem Leder gemacht wurde, so waren dies eigentlich Lederstrümpfe mit angenähertem Schuh; sie hatten verschiedene Höhen, indem sie bald bis in die Mitte der Oberschenkel, bald bis gegen die Hüften hinaufreichten, und wurden entweder verschnürt oder verschnallt. Später erweiterte man diese Lederstrümpfe an der Stelle, wo sie unter dem Knie gebunden wurden, mit einer über das Knie emporsteigenden Stulpe, und dies war der Anfang der berühmten Kanonenstiefel oder „Kanonen“, auch „Wallenstein“ oder „Schwedische Stiefel“ benannt, welche namentlich im dreißigjährigen Kriege ihre Glanzrolle spielten. Bei den schweren, gespornen, dem kriegerischen Geiste der Zeit entsprechenden Stulpenstiefeln wurde die schlappe Krempe vielfach mit feinen Spigen ausgefüllt, häufig auch mit Taschen, in denen sich alle Arten von kleineren Gegenständen, namentlich Papiere, verwahren ließen. Bald wurden hohe Abfägen hinzugesetzt, die von jetzt an, wenn auch nicht in der ursprünglichen Höhe, sich bis in die Neuzeit erhalten haben.

Das letzte ungeheure Produkt der Mode entstand am Hofe

*) Aus der „Rheinischen Volkszeitung“.

Ludwigs XIV. von Frankreich um die Mitte des 17. Jahrhunderts: die Patins, welche unter dem Namen „Steckelschuhe“ auch in Deutschland allgemeine Tracht wurden. An diesen Schuhen wurden die spitz zulaufenden Absätze so übertrieben hoch gemacht, daß sie den Fuß in einem Winkel von 40 bis 45 Grad zur Erde stellten; manche Venetianerinnen sollen Steckelschuhe von zwei Fuß Höhe getragen haben. Der Absatz wurde sogar von solcher Bedeutung, daß es Absatzmacher von Profession gab, welche die Schuhmacher versorgten. Durch derartige, eher zum Fallen als Gehen eingerichtete Schuhe wurde der ganze Körper gezwungen, sich nach vorn zu neigen, und daher bediente man sich eines Stockes als Stütze, besonders die Frauen.

Obgleich durch die sonderbare, unschöne Mode des Steckelschuhes der Gang alle Grazie verlor und zu häßlichem Hüpfen wurde, verschwanden die Patins erst bei dem radikalen Kehraus der französischen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts. In der Mitte dieses Jahrhunderts tauchte der Steckelschuh unvermuthet wieder auf. Als nämlich die Damenwelt die Beobachtung machte, wie sehr der Absatz geeignet sei, den Fuß vors Auge zu rücken und seine Schönheit deutlich zu machen, kamen die hohen Absätze wieder zu Ehren, allerdings, um bald wieder von der Schaubühne zu verschwinden; denn die Schneider verdarben den Schuftern das Handwerk und ließen die Kleider, welche bisher den Fuß unbedeckt gelassen hatten, immer mehr anwachsen, bis sie endlich mit der berühmten Krinoline den Fuß in Nacht und Dunkel verbannten.

Gewichtige Schuhe und Stiefel sind heutigen Tages eine selbstverständliche Sache. Und doch ist es noch nicht lange her, seit dieser Brauch sich allgemein einbürgerte. Seit dem Jahre 1675 etwa besteht die Sitte, das Schuhwerk nicht mehr in der Naturfarbe zu tragen, sondern zu schwärzen. Den Schafst bestrich man mit zerlassenen Wachs und glättete ihn dann mit einem Eberzähne — daher stammt der Ausdruck „wischen“ — während man die übrigen Theile glänzend mit Kiennuß schwärzte. Von Melac, dem grausamen Beförderer Heidelbergs (1689), wird berichtet, daß er hohe Stiefeln trug, die „mit Ofschwarz bestrichen“ waren.

Etwas um die Mitte unseres Jahrhunderts ersand man die „Schuhwische“, welche, weil bequemer, bald die bisherige Wachsmethode außer Mode brachte.

Kleines Feuilleton.

c. e. Ein Schriftsteller vor dem französischen Kriegsgericht.

Der Fall Dreyfus-Zola hat unter vielen anderen Dingen auch ein merkwürdiges kriegsgerichtliches Verfahren in Erinnerung gebracht, das vor Jahren gegen einen jungen Schriftsteller eingeleitet wurde. Der bekannte Romanschreiber Paul Alexis, dem die Geschichte passiert ist, hat sie in diesen Tagen in dem Blatte „Aurore“ erzählt. Der „Fall“ ereignete sich im Jahre 1875. Eines schönen Morgens treten in das Zimmer des jungen Schriftstellers, der damals seine ersten Werke veröffentlicht hatte, zwei Männer von wenig Vertrauen erweckendem Aussehen und fragten ihn kurz: „Sind Sie der Journalist Paul Alexis?“ — „Ja, ich habe das Vergnügen.“ — „Dann haben Sie wohl die Güte, uns zum Polizeikommissar zu folgen; Sie sind zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt, und endlich ist es der Justiz gelungen, Sie zu ergreifen.“ Zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt? Paul Alexis fiel aus den Wolken. Er hatte seit dem Jahre 1871 nichts mehr mit dem Militär zu thun gehabt. Was in aller Welt konnte man ihm vorwerfen? Er fragte die beiden Männer, aber sie blieben stumm, denn sie hatten den strengen Befehl, nichts zu verrathen. Bevor Alexis ins Gefängniß wanderte, erhielt er die Erlaubniß, seinen Freund Zola zu besuchen. Vom Kommissariat ging es dann ins Militärgefängniß, wo Alexis acht Tage blieb, ohne zu wissen, wessen man ihn beschuldigte. Zola besuchte ihn und schien selbst Verdacht zu hegen, denn er fragte ihn: „Mir gegenüber können Sie aufrichtig sagen, was Sie seit dem 18. Mai 1871 gethan haben.“ Das wußte Alexis aber selbst nicht; es mußte jedoch etwas ganz Furchterliches sein. „Auch ich hatte meinen Du Paty de Clam“, schreibt er. Als endlich das Verhör kam, offenbarte sich sein Paty de Clam in der Person eines Majors Nowaire, der ihn ganz plötzlich einem Matrosen gegenüberstellte, den Alexis im Gefängniß gesehen hatte. „Kennen Sie diesen Herrn?“ fragte Nowaire den Matrosen. Der Seemann dachte lange nach, während dem jungen Schriftsteller das Herz gewaltig pochte; obwohl er sich ganz unschuldig fühlte, wußte er doch: „Wenn er mich jezt wiedererkennt, bin ich geliefert.“ Aber der Matrose erwiderte: „Nein.“ Nun wandte sich Nowaire mit derselben Frage an Alexis. Dieser beschloß, ihm einen Streich zu spielen. „O ja, ich kenne ihn genau . . .“ Der Major triumphierte schon, als Alexis ruhig fortfuhr: „Ich erkenne in ihm einen Leidensgefährten wieder, der seit acht Tagen im Gefängnißhospiz neben mir liegt.“ Wieder gehen acht Tage ins Land, ohne daß der junge Schriftsteller etwas über sein Schicksal erfährt. Endlich wird er vor Gericht geführt, natürlich ist es ein Kriegsgericht. Großer Apparat, geschlossene Thüren; der einzige Entlastungszeuge ist Zola, der über die guten Eigenschaften und die Harmlosigkeit seines jungen Freundes aussagen will. Im letzten Augenblick haben die Herren vom Gericht selbst entdeckt, daß die ganze Sache Unsin ist. Wer aber glaubt, daß sie es sofort zugegeben hätten, der irt sich; der Prozeß geht seinen Gang, und der Major Nowaire erhebt furchtbare Anklagen gegen Alexis. Er giebt zu, daß Schrift-

stücke, die zu einem anderen Prozesse gehörten, sich in Alexis' Allen „verirrt“ hätten; aber trotzdem behauptete er, daß der Schriftsteller während der Kommune „etwas“ begangen haben müsse. Ein Alexis habe zu den Mörder des Erzbischofs gehört. Wenn man also den Schriftsteller Alexis auch nicht für Lebenszeit deportiren wolle, so müsse man ihn doch zu schweren Zuchthausstrafen verurtheilen, sei es auch nur, um ein Exempel zu statuiren. Aber das Gericht stellte fest, daß der Alexis, den man beschuldigte, sich an dem Kommune-Aufstande betheiligt zu haben, ein Tagelöhner Paul Alexis war, und nicht ein Journalist; deshalb wurde der Schriftsteller freigesprochen. Der Ankläger gab sich aber noch nicht zufrieden. „Mein Paty de Clam“, schreibt Alexis, „sah mich scharf an und schleuderte mir die Worte ins Gesicht: Man hat Sie freigesprochen, Herr, aber hüten Sie sich, wir werden Sie im Auge behalten!“ —

Theater.

Im Berliner Theater wurde am Sonnabend Herr Dr. Burckhardt, der frühere Direktor des Wiener Burg-Theaters, gefeiert. Anders kann man die Aufnahme, die Herr Burckhardt fand, nicht gut nennen. Baum er gerade jezt gefeiert wurde, ist nicht leicht zu sagen. Um seines Volksstückes willen, „s Katherl“, das zum ersten Male aufgeführt wurde, gewiß nicht. Denn es ist nicht viel mehr, als eben ein brauchbares Theaterstück. Aber es war in der letzten Zeit viel vom Burg-Theater die Rede, von Koulissen-Geheimnissen, durch die Herr Burckhardt verdrängt worden sei; und das genügt den Herrschaften mit den Spagenhirnen, die im Theaterdasein aufzusehen.

Ein kluger, scharfsinniger Mann beobachtet das Thun und Geben der Kleinbürgerlichen Kreise von Wien; die Seelen der Menschen, ihr besonders Leben erschließt er uns nicht, wie ein Poet es vermag. Den Eindruck etwa nimmt man vom Katherl Burckhardt's heim. Es braucht nicht auf dem Theaterzettel zu stehen: Leopold Koberl, Kaufmann. Es könnte ebenso gut rein typisch heißen: Ein Wiener Gewürzkrämer aus der Vorstadt. Denn nicht ein besonderer Herr Koberl wird uns vorgestellt, sondern der Typus eines guten „Schaperl's“, eines braven kleinen Menschen, den seine Pausehre, eine „hüllungsstolze“ Beamtentochter tyrannisiert. s Katherl selber ist eine arme Näherin. Mit fünfzehn Jahren hat sie sich für ihre Familie, die im Glend war, verkauft oder besser, sie wurde verkauft. Der Vater starb dann, der Bruder stolzt „drent im Boarischen“, wenn er nicht gerade in einem bayerischen Zuchthause zum Stillstehen verdammt ist. s Katherl ist in Wien von einem ehelichen Verwandten aufgenommen worden. Den „Fled an ihrer Ehr“ hat sie durch Tüchtigkeit wegwaschen, und das Möbel, dem kein Mensch etwas nachsagen darf, lernt Franz, der Sohn vom alten Koberl, kennen und lieben. s Katherl liebt ihn wieder, und es tritt die Frage an sie heran: Enthältst du ihm deine Vergangenheit oder nicht? Eine Frage, die in vielen Theatersücken auf dem Theater aufsteht. s Katherl schweigt, sie weiß sich frei von innerlicher Schuld. Da tritt ihr verflumpter Bruder, der gerade aus einem bayerischen Zuchthause entlassen worden war, dazwischen. Er wil von seiner Schwester erpressen, daß sie ihn, den Gewohnheitsverbrecher, bei dem alten Koberl als Vertrauensmann unterbringe. Sie ist gezwungen, die Wahrheit zu enthüllen, und der Bruder vergilt gleiches mit gleichem. Im Jähzorn weist Franz seiner Braut und ihrer Familie, dem ganzen „Gesinde“, die Thüre. Für ein Wiener Volksstück wäre dieser Ausgang zu rauh, also wird ein sentimental-versöhnliches Ende angeknüpft. Der brave Franz bereut seinen Jähzorn und als er hört, daß sein Katherl schwer krank im Spittel liege, eilt er hin zu ihr und verjöhnt sich wiederum. Glück ist die beste Arznei. s Katherl wird wieder hüpfen und fröhlich sein.

Das Stück war mit besonderem Eifer einstudirt worden. Herr Wehrli (Leopold Koberl), Frau Meyer (seine Frau) halten sich in der Komik ihrer Gestalten, ohne allzu dorb zu übertreiben; einfach und gewinnend bleiben Sommerstorff (Franz) und Casar Beck (der Onkel vom Katherl). Ganz prächtig echt war Herr Stahl (Katherl's Bruder); ein Strizzi vom Kopf bis zu den Füßen; wahr im Mienenspiel und in der äußeren Erscheinung, wahr von der fliegenden Kravatte an bis zum Strohhalm der Virginiozigarre und dem Goldblechring im Ohr. Mit dem Katherl allein haperte es. Fr. Geßner, die Hermione bei Shakespeare, ist im Volksstück immer so, als wäre sie eine verkleidete Prinzessin. —

Eine Nachfeier veranstaltete der Bühnenverein Dramatische Gesellschaft am Sonntag. Er führte Burckhardt's „Bürgermeisterwahl“ auf, ein Stück, das stofflich mit Auederer's „Fahnenweihe“ manches gemein hat. Wie hie von München aus formpirende Einflüsse aufs Land bringen und die alte bäuerliche Wirthschaft zersetzen, so geschieht ähnliches dort von Wien aus. Nur erscheint Auederer satirisch-schärfer, giftiger, als der Wiener Burckhardt. Das Stück wird in Wien unbehindert gegeben, es wird also wohl auch in Berlin öffentlich aufgeführt. Dann soll es an dieser Stelle besprochen werden. Das Treiben der gegenwärtigen Bühnenvereine zur Förderung der Literatur ist unnütz und absurd. Anerkannte Talente vorführen, ist billig; ihnen den Weg bereiten, darauf läme es an; vorausgesetzt, daß es neue Talente giebt. —

—s. Im Schiller-Theater gab man am Sonnabend eine dramatisirte historische Anekdote: „Gans Wurst in Berlin“, Schauspiel in 4 Aufzügen von Heinrich Lee. Von dem Preußen-

könig Friedrich I. wird erzählt, er habe bei einem Komödiantenkinde Pathe gestanden. Diesen Akt der Herablassung benützte Lee in seinem Stück als dramatischen Hebel. Konrad, der junge Hanswurst einer Komödiantentruppe, und Wilchen, die Nichte des Hofschafters Quast, können zusammen nicht kommen — der zunftstolze Onkel sieht in dem Komödianten einen „Unehrlchen“. Da geht Konrad zum Großkanzler Dankelmann und erzählt ihm von seinem künstlerischen Streben; Dankelmann steht sich eine Vorstellung der wandernden Truppe an und entschließt sich, an dem Neugeborenen von Konrad's Bruder Patheinstelle zu vertreten. Die Komödianten sind dadurch „ehrllich“ gemacht, der stolze Schuster giebt sich, die Liebenden kriegen einander. Um die Fabel hängt eine Menge Kulturhistorisches. Und in dem Episodenhaften, Genremäßigen ist dem Autor manches nicht übel geglückt. Wie aber kommt Dankelmann in dieses Schauspiel? Lee wollte Friedrich I. auf die Bühne bringen, aber das gefiel der Zensur nicht. Und so mußte der Kanzler mit seinem Namen herhalten. Alles Andere aber blieb und brachte so unfreiwillig oft die pußigste Wirkung hervor. Ehe der Kanzler erscheint, ertönt jedesmal ein Trommelwirbel. Was bleibt denn da übrig, um das Kommen eines noch Größeren anzuzeigen? Karthausenschläge? Mit der Kunst hat der „Hans Wurst in Berlin“ so wenig zu thun, wie etwa die patriotischen Erzählungen im „Bär“. Den Zuhörern, deren Lokalpatriotismus immer wieder gestreichelt wurde, gefiel Lee's Stück, freilich Klang das Klatschen zu Anfang eines jeden Verfallsansbruches etwas taktmäßig. Nur einmal schlug brausende Zustimmung auf: Als einer der Zuhörer erklärte, so viel werth wie die Polizei, seien die Komödianten auch. Die Schauspieler gaben sich alle Mühe, die rundeste Leistung bot Schmasow als Weinmeister Splitt. —

— d. Die Neue Freie Volkshöhne ließ sich am Sonntag das erste Bühnenwerk des jungen Lyrikers Albert Geiger vorspielen. Maja, dies der Name der Titelheldin, ist der Jfben'sche Nora nahe verwandt. Während Nora aber auf die Charaktergröße ihres Mannes vergeblich hofft und erkennt, wegen welcher Nichtigkeit sie ihr ganzes Seelenleben opfern mußte und zum Ehepielzeug herabgewürdigt wurde, fordert Maja vor allen Dingen das Recht der Liebe. Sie hat Emmerich von Weilen, einen wohlhabenden Gutbesitzer, geheirathet. In der Stunde seiner Werbung hat sie ihn mit seinem Bruder Erich betrogen. Bei dem älteren Emmerich, der ihre zarten Empfindungen mit dem Recht des Ehemannes fortbesehlen möchte und sich etwas tölpelhaft und nächteln benimmt, kann sie den geliebten Erich nicht vergessen. Als dieser, der sie wegen seiner Mittellosigkeit nicht heirathen konnte, von längeren Reisen zu seinem Bruder zurückkehrt, fühlen die beiden Liebenden, daß sie nicht nebeneinander leben dürfen. Das Stück steht bei der Rückkehr Erich's ein. Bis zur Hälfte des zweiten Aktes wird es mit Erzählungen der Vergangenheit und Selbstschilderungen der handelnden Personen ausgefüllt, die manchmal voll tiefer, lyrischer Schönheit sind und den Mangel eigentlicher Handlung kaum vermissen lassen. Erst als Erich fliehen will, um jeder Versuchung aus dem Wege zu gehen, und Maja ihn zurückhalten will, steht eine festere, dramatische Spannung ein. Maja überredet Erich, noch eine halbe Stunde Glückseligkeit zu genießen; dann soll ihr gemeinsamer Tod ihre gemeinsame Schuld sühnen. Doch Maja will, nachdem sie sich das Glück errungen hat, an Erich's Seite noch mehr Lebensfreuden erleben. Erich aber kann seinem Bruder nicht offen ins Gesicht sehen. Als Emmerich am Morgen nach Erich's Ankunft von der Jagd kommt, auf die er trotz der Bitten seiner Frau gegangen ist, gesteht ihm Erich die Wahrheit. Der beleidigte Mann jagt die beiden Ehebrecher aus dem Hause. Als er aber sieht, wie Maja sich seinem Bruder anschmiegt, schießt er sie im auslödernden, neidvollen Zorn mit seiner Jagdflinte nieder. Der Verfasser hat dem alten Tristan- und Isolde-Motiv wenigstens gute Stimmungseize abgerungen, wenn er auch in den Fehler aller Anfänger fällt und zu redselig ist. So wird im ersten Akt ziemlich viel geredet, um die Zuschauer erwartungsvoll zu machen. Eine psychologische Entwicklung ist nicht vorhanden; Maja kämpft von vornherein gegen die Pflichtforderungen ihrer Umgebung, für die Rechte ihrer Persönlichkeit. Von den Darstellern schen nur Merten, der sich auch als Regisseur redliche Mühe gegeben hatte, in dem liederlosen Vater der Maja einen lebensvollen Menschen. —

Büßerkunde.

— Die Einwohner der Nikobaren-Inselgruppe im Indischen Ocean zeigen eine ganz außergewöhnliche Vorliebe für abgetragene männliche Kopfbedeckungen, deren Form ihnen gar nicht verabschieden genug sein kann. Zwischen Kallutta und den Nikobaren wird daher ein regelrechter Handel betrieben, und zwar tauschen die Inselaner die ihnen so werthvollen abgelegten Hüte gegen Kolosnüsse ein. Der schwarze Zylinderhut steht bei ihnen in großem Ansehen und wird gern mit 30—40 Nüssen bezahlt. Das höchste Entzücken eines Nikobarenjünglings bildet aber ein hoher weißer Hut mit schwarzem Bande. Wer das Glück hat, ein solches Prachtexemplar von Hut, das mit 60—80 Nüssen bezahlt wird, zu erlangen, der gilt fortan als Dauidy, und mit einer unbefreiblich erhabenen Miene schreitet der so Geschmückte, dessen übriger Anzug nur in einer mit vielen Knöpfen und Taschen versehenen Weste besteht, unter seinen weniger begünstigten Landsleuten einher und nimmt herablassend die

laute Bewunderung entgegen, die man ihm in hohem Maße zu theil werden läßt. —

Bergbau.

t. Wann wurden Steinkohlen zum erstenmal als Brennstoff benutzt? Es ist in der letzten Zeit viel davon die Rede gewesen, daß vor rund 700 Jahren in Lüttich in Belgien der erste Gebrauch der Steinkohle vom Menschen gemacht worden sei. Wie Hr. Büttgenbach in einer nächstens erscheinenden Schrift nachweist, ist das nicht richtig. Erstens wurde in England Steinkohle bereits 45 Jahre früher in Gebrauch genommen, so daß die Steinkohle also ihr Jubiläum nur für das Festland von Europa hätte feiern können. Aber auch dazu war nicht einmal eine Berechtigung vorhanden, denn die Steinkohle wurde überhaupt zuerst auf deutschem Boden in ihrem Werthe als Brennstoff erkannt, und diese weittragende Entdeckung gehört mindestens dem Anfang des 12. Jahrhunderts an, war also auch etwa um 40 Jahre älter als die gleiche Entdeckung in England. In der Chronik der Abtei Klosterrath im Burmthale nördlich von Aachen heißt es an drei Stellen ausdrücklich, daß in den betreffenden Jahren, nämlich 1113, 1117 und 1122 Steinkohle (terra nigra carbonem similis) gewonnen und zur Heizung verwendet worden ist. Die Stelle, wo die Gewinnung stattfand, wird genau bezeichnet. Es ist der jehige „Kohlenberg“ im Burmthale. In der Chronik heißt er zuerst Kalkulen, soviel als Kohlenfuhl, später Koalberg, und so heißt er auch noch jetzt. Die Bezeichnung „Kull“ für eine Steinkohlengrube kommt nur im Gebiete der Burm vor, dieser Ausdruck ist also 800 Jahre alt und hat sich bis jetzt im Volksmunde erhalten. Auch wird dort der Steinkohlen-Arbeiter nicht als Bergmann, sondern als Köhler angeredet, während im übrigen Deutschland unter einem Köhler ein Holzkohlenbrenner verstanden wird. Der alte „Kohlenberg“ gehörte 711 Jahre lang, nämlich von 1104—1815 zu der Gemeinde Kirchrath (heute Kertrade auf holländischem Boden, damals Kirchenrode). Bei der Grenzregulirung 1815 zwischen Preußen und dem neugebildeten Königreiche der Niederlande kam dieser Theil der uralten Gemeinde zu Preußen und wurde der Gemeinde Herzogenrath zugewiesen. —

Humoristisches.

— Schlechter Trost. „Ist Ihr Mann nicht zu Haus, Frau Weber? Ich wollte ihn nämlich zur Rede stellen — er hat meinen Jungen grün und blau geprügelt!“

„Ach Gott, mein Mann ist halt etwas hitzig, dem muß man nicht alles gleich übel nehmen — der meint's nicht so schlimm!“ —

— Ein Schlafmeier. 1. Bauer: „Du hast zu den Leuten g'sagt, das beste Bier giebt's im Lamm, und das taugt doch gar nix!“ — 2. Bauer: „Deshalb hab' ich's ja g'sagt. Auf die Weiß' bleibt das gute Bier im Oefen für uns, und der Lammwirth macht auch a G'schäft.“ —

Bermischtes vom Tage.

y. In Tilsit ist unter den Mannschaften des Dragoner-Regiments Nr. 1 eine Masern-Epidemie ausgebrochen. —

y. Gegen den Nonnenraupenfraß in der Rominter Haide hat man jetzt Militär aufgeben. Ein Pionier-Bataillon aus Königsberg hat für acht Wochen in der Gegend Quartier bezogen. Die Schlupfwinkel der Nonnenraupe bilden namentlich die am Boden liegenden Tannenzapfen. —

— Für die durch Hagelschlag Beschädigten in Würtemberg sind insgesamt 2250 000 M. gesammelt worden. —

— In Karlsruhe hat sich ein Trompeter mit seiner Geliebten, einer Kellnerin, ertränkt. —

— In Graz verwundete am Sonntag der 21jährige Handelsakademiker Baron v. Mettenhof seine Geliebte auf offener Straße durch Revolvergeschüsse tödtlich. —

— Die Gemeinden Sopramonte und Bezzano in Belgio tirol, die ausschließlich von Italienern bewohnt sind, ersuchten die Behörde, den deutschen Sprachunterricht an ihren Schulen einzuführen, weil bei der großen Armuth ihrer Bevölkerung ihre Kinder auf deutschem Boden ihr Brot suchen müßten. —

— In der Nähe von Sarajevo (Bosnien) wurden am Freitag Abend zwei arme Arbeiter, die eben von der Lohnauszahlung kamen, ermordet und ihrer Baarschaft beraubt. —

— Im nördlichen Norwegen herrscht jetzt strenge Kälte. An vielen Orten ist das Quecksilber in den Thermometern gefroren. —

— Unweit Penfa (Rußland) sind zwei Personenzüge zusammen gestoßen, 10 Passagiere wurden getödtet, 9 verlegt. —

— Die Influenza grassirt in Rom. Die Aerzte schätzen die Zahl der Erkrankungen auf 63 000.

— In Paris hat ein Mann der wegen Sittlichkeitsverbrechens verurtheilt worden war, sich selbst, seine Frau und seine beiden Kinder durch Erstickn mit Kohlendampf umgebracht. —

— In Norden und in den mittleren Provinzen Indiens fällt Regen, der eine gute Ernte für das Frühjahr erwarten läßt. —